



Grenzland Brandenburg.

Von Walther Sarey - Berlin.

Die Mark bedeutet Grenze, Markstein, Grenzstein, die Mark Brandenburg heißt eigentlich Grenzland Brandenburg. Doch ist der Begriff des Grenzlandes uns in dieser Verbindung nicht mehr bewusst. Denn unsere Provinz war ja auch kein Grenzland mehr. Es lagen ja noch Polen und Westpreußen davor, eben wie zur Grenze kam. Den übriggebliebenen Teil dieser Provinzen, ein schmäler Streifen Landes, nennt man jetzt Grenzmark, die Hauptstadt ist Schneidemühl. Grenzgut gibt also den Begriff der Grenze doppelt wieder, sagt ziemlich dasselbe. Ein Stück Grenze im Kreise Friedeberg aber hat die Mark, dem kein Streifen Land vorgelagert ist, wo ich den einen Fuß am märkischen Boden und zugleich den andern auf polnisches Staatsgebiet legen kann. Dort liegt Brandenburg also unmittelbar und ungeschützt an Polens Tür. Doch der Boden jenseits der Grenze, auch deutsches Land ist (leider aber nicht Deutschland), tut nichts zur Sache. Die Mark ist wieder Mark geworden.

Vor taufend Jahren legten die ersten deutschen Fürsten ihrer Füße über die Elbe, und an ihren Ufern erhoben sich die Grenzburgen gegen die Slaven. Da kamen die ersten Markgrafen, da tauchte dieser Name zuerst auf, Markgraf Gero, Markgraf Gero, Markgraf Albrecht der Bär. Das Mark bestiegen, man damals das Land um Salzwedel und Stendal, heute die alte Mark oder die Altmark. Dort kamen auch die Geschlechter der Königsmarck und Bismarck, was eigentlich Bischofsmarck heißt. Bistum zeigt die gleiche Silbe. Erst langsam bildete sich die Mark Brandenburg, die lange auch nur bis zur Oder reichte, bis durch Markgraf Hans von Küstrin die neue Mark oder die Neue in der Erf stand. Das war um 1550. Wenn wir außerdem von einer Ufermark reden, das Land vom Brennau, Mark gegen Pommern und Polen, so bedeutet Ufer oder Ufer auch wieder Grenzland. Es ist der selbe Wortsinn, den wir im Namen der Stadt Ulro und des Landes Ukraine wiederfinden. Ukraine also auch gleich Grenzland. Schleswig nennen wir auch die Nordmark, Tirol, Südtirol und Untersteiermark, auch die Südmärkte. Die Steiermark selbst heißt nach einem Flusse, und einer Stadt Steier, die heute als Erzeugungsstadt von Kraftfahrzeugen von sich reden macht. Oder mark aber nannte man die östlichen Grenzlande insgesamt. Soviel über Mark und Marken.

Doch unsere Mark wieder wirkliche Mark geworden, in mir weniger bewusst. Wir machen uns nicht klar, was es bedeutet, das Deutin auf uns Kraftfahrzeugen und die Grenze entfernt liegt, des Reiches Hauptstadt selber Grenzstadt geworden ist. Und was das Schlimmste ist: diese Grenze ist durch nichts gesichert, ja, noch mehr, sie ist durch mindere Bevölkerungsdichte und Lähmung von Handel, Gewerbebetrieb und Verkehr,

infolge der Bereicherung zusammengehörenden Landes, in einer bestlagenswerten Verfassung. Denn als Grenzland diente ich mir einen lebendigen Wall von Siedlern, diente ich mir ein von hohem Mut und starkem Eigenbewusstsein erfülltes Grenzlandwohnertum, das auch kulturell in festster Bindung mit dem Mutterlande, dem Vinenlande, lebt. Aber leider kann von alledem in unserer Odermark nicht die Rede sein. Zwar sucht die Regierung die durch die neue Grenzziehung entstandenen schweren Schäden wieder aufzumachen, sucht den erforschten Verlust wieder zu beleben und neue Schienenwege anzulegen an Stelle der alten, die fast nur noch Erinnerung bedeuten und gleichsam in der Luft hängen, ebenso wie Landstraßen und Wasserwege. Es ist doch, als ob man überm Mäuseln, Schäinen eines Armes zerkrümmt hat, und als wir nur den Stumpf behalten hätten. Doch müsste das Großvaterwerk die veränderte Stadtlage umgestellt werden, nachdem so oft Bildungsstätten auf politische Oberhöheigkeit geworben waren. Aber das hat alles nicht viel genutzt. Handwerk und Handel sind fast wie Mäuschen, deren Räder stillstehen. Große Wanderungen stehen bevor, wenn wir uns nicht der Odergrenze und ihres Vorlandes ernstlich zuwenden. Bavar haben Ministerialkommissionen, Parlamentarische Kreise, die Grenzgebiete besucht, und sich von den trostlosen Zuständen überzeugt, aber nicht recht in Füllung gekommen. Das müssen wir selber tun, wenn es uns ernst ist, um unser Schicksal. Denn dort wird es sich erfüllen, schon auf der Höhe hinüber und nach Gründstüke und Ackerland zu erwerben. Dafür sollen wir diesem Norden an der Grenze unter uns ganz Liebe schenken. Wir sollen unsere Erdholung im Sommer dort suchen, denn die Landschaft hat uns

gernahle Reise. Wir sollen die Grenzwohner achten, daß wir ihnen unser Herz schenken und mit darnach trachten, wie wir ihnen helfen können. Wir sollen mitbauen in den Bestrebungen, auf Förderung des deutschen Orients gerichtet sind. Es ist dort noch viel leerer Raum, der deutschen Flüge bewahrt bleiben sollte.

Der deutsche Osten, die Mark der Mark, die Grenzmark, die tragen eine Dornenkrone. Wir lieben am Schlagbaum, der wie in Neutreis die Stadt Dorf ist in der Mitte ausseinerdereicht. Schmächtig schauen wir hinüber in entzilfertes deutsches Land. Das ist's ja auch, was die Grenzwohner ja traurig macht: wir können nicht hinüber, dahin, wo unser Heimat war, unsere von den Vätern ererbte Scholle, wo unserer Vätern lebten Schlaf isolieren. Wie Binnendeutsche sind wir gar nicht in ihre Stimmung hineinverziehen, in den Schmerz, den jem empfinden.

Doch aus der Gefühlswelt zurück in die harte Wirklichkeit. Wir müssen einen Wall, ein Wollwert errichten, das Land zu schützen, das Land an den Grenzen und damit unter ganzem Vaterland überhaupt. Das kann aber nicht anders geschehen, als daß wir an den Grenzen Stadt und Land in ihrem Zustand und Bestrebenden, in Lebensweise und Arbeitskraft, in ihrem Volksgeist mit allen Mitteln fördern. Dafür gilt es doppelter Arbeit. Geringe Wehrkraft, die Kräfte müßten wie schaffen und wenden. Diese Gedanken dirigieren uns nicht matt und gleichgültig. Es liegt viel, viel Ernst und Söldfertigkeitswerte in den Worten: die Mark ist wieder Mark. Das ist ein Alarmruf, das ist ein Hornschuß, der bei eindringender Sturmflut alle Mann auf den Damm ruft.

Neumärkische Kleinstadtreiße.

Von Karl Demmel.

Da dämmern in der Neumark so hübsche, siedelnde Städte ihre Tage; da ziehen sich so südliche Höhenzüge mit Buchen bewachsen, da sind so viele wett, blühende Seen, folge, versteckt liegende Herrensitze, hübsig grünes Bruchland, laubreiche, freundliche Dörfer. Ich ja, ein schönes Städtchen Erode, das Fontane längst entdeckte! Wer viel sehen will, wandere am besten allein. Und so ging es gemächlich in einigen Tagen durch die Neumark mit ihren alten, selskampigen Festen, wo noch die Backsteinbaukunst ihre angeflammte Heimat hat.

Über Groß-Bublitz, wo ich den prächtigen Flügelaltar der Dorfkirche zuflüchtig bewundern durfte, kam ich in das alte Städtchen Mohrin, von der August Körner einst dichtete:

„Die Stadt Mohrin hat immer acht, acht in den See bei Tag und Nacht, kein gutes Christenkind erleb's, das los sich reißt der große Krebs! Er ist im See mit Ketten geschlossen, Weil er dem ganzen Lande Berdenben bringen kann.“

Es geht nämlich die Sage, wenn sich dieser große Krebs einst losreißen würde, müßte die Stadt Mohrin untergehen und im Lande ginge alles den Krebsgang. Bieleske ist der Krebs wirklich los, weil fast alles den Krebsgang geht, aber Mohrin ist ja heute gesiegt! Auf einer Einbuchtung des Sees, vielmehr am Flüßchen

Schläbe, das aus dem See kommt, liegt das Städte, das ganze 1200 Einwohner hat. Der Charakter ist rein ländlich. Im nordwestlicher Richtung sieht ich am Seener ein Schloss heraustragen. Und die Stadt hat auch einen großen Sohn, in dem bekannten Juristen Koch (1798 bis 1892) geboren, dem man hier auch ein Denkmal setzte. Sonst bewundern man eigentlich neben den alten Kirchen noch die Stadtmauer mit ihren niedlichen Weichhäusern; von den Toren steht leider nichts mehr.

Nun habe ich schon die Maranenstadt Mohrin hinter mir. Durch fröhliche Landschaft zwischen Hügeln und Seen habe ich nach längeren Fahrten Königsweg erreicht. Hier „hätte“ ich im „Deutschen Hause“ ab. Schön von weitem streckte sich die hohe Kirche der Marienkirche empor. Dies neuästhetische Königsberg ist und bleibt eine architektonische Postkarte; die Kirche, das prächtige Weichgebäude, die mässigen Tore, die Stadtmauer, die Klosterkirche; ja, ja, das Städtchen ist schon des Bewundern wert. Und auch viele Bürgerhäuser tragen den Stempel bau-geistlicher Erholungsfähigkeit. Aus diesem wehenden Städten sammelte übrigens der satyrische Dramatiker Heinrich Friedrich (1776–1819), der in geistiger Unnachachtung sein Leben in Hamburg durch Ertränken in der Elbe selbst beendete. Und wird noch einmal solch tragisches neuästhetisches Dichterstück begegnen. Man geht so gefunden durch die kleinen Städte; daß man freud ist, merken einem die Eingefessenen gleich an. Und am Abend, am Abend sind die Reiter an Bogenstangen, wenn man hier und da mal zu einem Werftstallchen hineinsehen kann, wenn die Schulzugung aus dem Schulhaus nachhause stürzt, wenn einem jähnselnde Landvuhroere begegnen, ja, dann sind sie ganz echt, diese Kleinstädte, denn Sonntags habe ich sie ja alle besondere Schönheit vor.

Zum Bernitzower Tor geht es aus dem heißen Städten wieder hinaus. Dann über die Gleise der Stettiner Bahn durch Bernitzow hat an einem südlichen Zipfel pommerschen Landes vorbei nach dem zweiten Badeort auf dieser Fahrt, nach Bad Soldin ließ, ein bekanntes Moorbad, das am flüssigen Störte gelegen ist.

das den großen See entwässert. Heute ist hier das den großen See entwässert. Heute ist hier ein großer See. Auf meinem Rad schaute ich durch einige Straßen. Sehr massig steht da die alten Häuser, mit Weichhäusern besetzte die Weichhäusern. Auch hier begegne ich wieder einer gotischen Marienkirche, ebenso einem giebelgeschmückten Weichhausmauer. Zum Königsweg war ich eingefahren, und zum Soldiner Tor verlasse ich das liebliche Städtchen der Neumarkt.

Hinterm Walde halte ich kurz im „Dorf“ Soldin, das einmal Stadt gewesen sein soll; die runde Anlage könnte daran schließen lassen. Dann wieder eine Stadt an einem See: Soldin, das hemals die Hauptstadt der Neumark war. Hier ist der Hirschfang im Gange, denn es sind soviel Rehe zum Hirschfang aufgegangen. In mächtiger Ausdehnung zieht sich der Soldiner See nach Norden. Einmal sieht hier die Tempelherren. Soldin liegt zwischen sanften Hügeln gebeitet. Auch einige alte Städte sind wieder vor. Schon ist das Klosterdorf zu nennen. Am Markt stehen gemütliche Bürgerhäuser. Vom Kloster sind noch einige Mauern aus dem Dominikanerkloster vorhanden. Stolz und doch bibelfrom der Kleinstadtchen der Dom zu Sankt Peter und Paul. Und zu auch noch ein alter Stadtmauer. Aus der Literaturgeschichte wird zwischen diesen Mauern ein Dichterstück leben und zwar, das der Daniels Lehmann, der 1794 hier in Soldin geboren wurde und der sich wohl in einem Schwerinamt – auf einer Kreuzreise ganz plötzlich bei Wittenberg erkrankte, Lehmann, der u. a. die „Wanderleider eines Schwerin“ schrieb, war Freund und Nachbar Heinrich Heines. Seine Kunst regte 1920 zu einer Leipziger Dissertation an.

Über Dorf Soldin erreiche ich durch herliche Seen und Waldlandschaften weiter an vielen Höfen und Herrensitzen vorbei das Alteburg und Maranenstadt Lübckne. Nochmals zwei stattliche Städte. Weit und silbern zieht sich der Wendebogen. Mit der Bahn Jahre ist nun, da mich Regen überzog, nach Berlin in ein. Man kann Berlinen eine richtige Waldstadt nennen, die es ja auch zu einer sehr beliebten

Sommerfrische gebracht hat. Sonst ist hier der Alteburg und wieder der Hirschfang sehr betriebsam. Von der Stadtbefestigung finde ich nur noch die Stadtmauer mit ihren Weichhäusern vor; die Tore stehen nicht mehr. Massiv steht die gotische Marienkirche zwischen den Kleinstadtchen. Überrauschend ist der erhöhte Blick über die See, der fast ganz von bewaldeten Hügeln eingekreist ist.

Nun geht die leichte Fahrt auf dieser neuästhetischen Kleinstadtchen an. Das alte Bauerndorf von 1290 als zur Reformation ein Altersheim dient. Ich habe das Bauerndorf bald durchfahren, dann fahre ich über Stettin und Sammeln und immer im Gelände des pommerschen Landes nach Alt-Soldin, befreit kompakter Marienkirche, schon von weitem erachtet. Hier beschließt die meine neuästhetische Kleinstadtchen. Am Markt habe ich „ausgepaukt“. Mit Wuster ist die Stadt rechtlich gegeneinander, denn drei Söhne sind darunter. Vor der herzlichen Marienkirche steht man erschauend, die Massigkeit bewundernd, der Turm sieht weit ins pommersche und märkische Land hinein. Am 1627 fielen die Landesfeste über dieses Rathaus her, als nach dem Sieg einer Schlacht gesiegelt wurde; es war die erste auf märkischem Boden in dreißigjähriger Kriege, wobei die Kaiserlichen über eine Abteilung des Truppen des Mansfelders siegten. Und wieder finde ich eine Stadtmauer mit Weichhäusern vor, aber nur ein Torturm steht noch. Dieses Alt-Soldin ist eine lebendige Stadt zu nennen, es ja auch die meiste bewohnte Stadt der Gegend. Auch hier ist Landwirtschaft zu Hause, aber auch die Industrie hat Fuß gesetzt, daneben blühen tüchtig der Bier- und der Getreidehandel. Aus dieser Stadt ist auch der moderne expressionistische Maler Richard Seewald gebürtig. Immer wieder geben die Augen bewundernd zu dem mächtigen Mariendom.

Durch schlichtes neuästhetisches Land geht meine Fahrt. Es mischen sich nicht immer die bekannten Schönheiten, und nur im Abseitigen liegt für den Kenner das wirkliche Schöne und Geschmacke...

„Lieg ein Dörflein mitten im Walde ...“

Aus der Geschichte des Dorfes Hammer bei Driesen.

Bon vielen ungeliebten und fern vom lauten Strom des pulsierenden Lebens liegt südlich von Driesen, einem Dörlein fernab von aller Welt, doch gute und bäre Mät“ wohl auch viel später dort hin dringen würde, wäre nicht der Fernprecher und die Zeitung da. Es ist das Dörflein Hammer. Seinen Namen hat es, wie so viele Dörflässen in preußischen Lande, von einem Eisenhammer her, der aus Rauenstein durch einen mittels Wafferkraft getriebenen Hammer das Eisen heraustrug. Schlagabenden zeugen noch heute von der Arbeit längst vergangener Zeiten; das Werk ist in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Zeiten des geschäftstüchtigen Markgrafen Hans von Süßkin gegründet worden. Mehr als 200 Jahre dröhnte hier der Hammerstahl durch den Wald, um das für die Mark so wertvolle Eisen aus dem Rauenstein herauszupönen, weil ja keine anderen Eise zur Verarbeitung standen.

Recht erheblich waren die Abgaben, die auf dem Werk ruhten. Es muß sie aber haben tragen können; denn alle Urkunden berichten uns die Reise der Hammermeister, deren einer sich anstelle der bei dem Hammer gelegenen Mahlmühle, der heutigen Obermühle, die wegen mangelnder Wafferkraft nicht gebrauchsfähig war, eine neue Mahlmühle weiter unterhalb, die heutige Untermühle erbaut. Für die Mahlmühlen waren die benachbarten Rauenecker zwangsläufig zugewiesen, was daraus hervorgerichtet, daß der Besitzer „wegen des Dörfes Neudorf“ einen Bittel gegenwohl zu bezahlen hatte. Auch bei dem Hammermeister seit 1692 eine Walmühle. Wahrheinlich wegen der Veredelung des in Hammer ge-

wonnenen Eisens tat sich in benachbarten Neuhausen ab, und an seine Stelle trat das heutige stattliche Gebäude in massiver Bauart. Auch die meisten Gebäude des alten Dorfes sind heute massiv ausgeführt, und die Schule macht in ihrem Landhausstil einen freundlichen Eindruck. Das erwähnte Gut Hammer ist nicht mehr.

Es bestand etwa seit 1600; der Eisenhammer war später das Teil des Dorfes. Länger als zwei Jahrhunderte war das Gut in Händen der Familie Horn. Ein Giebel dieser Familie hat die heutige Kirche erbauen und ausschaffen lassen. Der siebenjährige Krieg und mit ihm rüttelnde Horden verwüsteten auch hier vielele, und das Gut mit seinen etwa 700 Hektar löste am Ende des Krieges ganze 3 400 Taler. Es ging dann durch verschiedene Hände und kam endlich für etwa 300 000 M. vor garnicht langer Zeit an den Forstfürst. Ernahm sie noch, doch lange Jahre in Orte eine Biegeliefer betrieben wurde; sie hat aber vor einigen Jahren den Betrieb eingestellt, weil sie mit den günstiger gelegenen größeren Biegeliefer nicht mehr konkurrieren konnte. Auch wurde das vorgefundene Rohmaterial allmählich immer ungeeigneter.

Ein Glanzpunkt des Dorfes ist das auf einem Höhenrücken am Ostufer des Dorfes gelegene Kirchlein. Aber nur sehr wenige kennen ihren Wert. Von außen freilich ist es nur ein unprahlloses Fachwerkgiebel mit dem Grün der Sträucher und Bäume des Friedhofes umgeben. Nichts fällt von außen gegenüber den Kirchen der nahebarlichen Brückendorf auf. Treten wir aber in das Innere, so steht man unwillkürlich vor der ungewöhnlich prunkvollen Ausstattung des Innern. Im einheitlichen

neuästhetischen Gebäude in massiver Bauart. Auch die meisten Gebäude des alten Dorfes sind heute massiv ausgeführt, und die Schule macht in ihrem Landhausstil einen freundlichen Eindruck. Das erwähnte Gut Hammer ist nicht mehr. Es bestand etwa seit 1600; der Eisenhammer war später das Teil des Dorfes. Länger als zwei Jahrhunderte war das Gut in Händen der Familie Horn. Ein Giebel dieser Familie hat die heutige Kirche erbauen und ausschaffen lassen. Der siebenjährige Krieg und mit ihm rüttelnde Horden verwüsteten auch hier vielele, und das Gut mit seinen etwa 700 Hektar löste am Ende des Krieges ganze 3 400 Taler. Es ging dann durch verschiedene Hände und kam endlich für etwa 300 000 M. vor garnicht langer Zeit an den Forstfürst. Ernahm sie noch, doch lange Jahre in Orte eine Biegeliefer betrieben wurde; sie hat aber vor einigen Jahren den Betrieb eingestellt, weil sie mit den günstiger gelegenen größeren Biegeliefer nicht mehr konkurrieren konnte. Auch wurde das vorgefundene Rohmaterial allmählich immer ungeeigneter.

Ein Glanzpunkt des Dorfes ist das auf einem Höhenrücken am Ostufer des Dorfes gelegene Kirchlein. Aber nur sehr wenige kennen ihren Wert. Von außen freilich ist es nur ein unprahlloses Fachwerkgiebel mit dem Grün der Sträucher und Bäume des Friedhofes umgeben. Nichts fällt von außen gegenüber den Kirchen der nahebarlichen Brückendorf auf. Treten wir aber in das Innere, so steht man unwillkürlich vor der ungewöhnlich prunkvollen Ausstattung des Innern. Im einheitlichen

Barock ist das ganze Innere des Kirchleins ausgeholt. Der Altaraufbau läutet soviel die Blick auf sich. Die reiche holzneue Ausstattung umrahmt ein achtbogiges Gemälde der Kreuzigung Christi. Unter demselben befindet sich tristisch die Darstellung des Abenomias; darüber sehen wir auf einer Konsole den anbetenden Christus. Auf den Wänden befinden sich zudem der Altar auf der Nordseite das Herrschaftsgeschäft, ihm gegenüber über das für Prediger und Laien. Beide haben an der Brüstung gemalte Säulen. Vor dem Predigertisch stehen wie den anderen Hülfertischen David mit dem Schwert, die von zwei schwärzigen Stühlen getragen ist, darüber eine Delphine, die in weißer Perlenfassung Glaube, Hoffnung und Liebe darstellen und wunderbarlich mit den Allergarmalda harmonieren. Vor dem Predigertisch steht die in gleicher Art ausgestaltete Kanzel. Beide Säulen sind mit alten Bildern von wortreichen Sprüchen begleitet. Sinnerwirrend wirken die überreichen hölzernen allegorischen Schnitzereien an allen Seiten und Enden. Leider ist das übrige auch ständig reich geschnitzte Ehehaus ebenso wie die Orgelempore jetzt in höchstem Gefährdung.

Glücklicherweise ist die Decke des Kirchleins noch mit ihrer prächtigen Bemalung erhalten. 15 dicke Bälten tragen sie. In den Zwischenfeldern erblühen wir ausgemalt vorwiegend wundervolles Blattwerk, aus welches Engelstafetten in wehenden Schleier herauszutreten. Sie halten Symbole von der Kreuzigung des Heilands: Kreuz, Nagel, Dornenkrone, das Schweißtuch, Weitliche, Zunge und Hammer, Rohr, Schwamm und Lanze, Tod, Leiter, Schildhut, Kanne, der Kahn des Petrus und die Jüdischen Minnen. Prachtvolle Ornamente von Drähten und Blättern teilen das Ganze, das in miteinander schwingende Bimboen und Blau, Gold und Silber aufgezogen ist. Mancherlei findet uns noch die Einrichtung des Gotteshauses, jo die Altargeräte und Leuchter sowie die Kronleuchter. Erwähnt sei noch eine hinter dem Altar befindliche Tafel, die aus der älteren Kirche hierhergebracht ist. Sie trägt die Inschrift: "Der Ecke man undt wolt bekannt Herr Balther Möhr Rittermeister und Proprietarius dieses Dreihunderts Hammers im allhie den 6. Januar 1655 Abends um 9 Uhr gelych entthalster seines Alters 45 Jahr 9 Monath und ein tag."

Die in dem von der Orgelempore aus zu gänglichen Turm hängende Glöde ist nach der Inschrift eine Stiftung eines Beßigers des Hammergutes, des Bürgermeisters und Kaufmanns Gottfried Horn zu Brone, aus dem Jahre 1711. Im Innern der Kirche, die wohl auf dem Platz der alten steht, sollen die alten Hammermeister den leichten langen Schlaf tun. Den Inschriften in dem wunderbaren Kirchlein ist zu schließen, daß es etwa im Jahre 1705 durch jenen vorwähnchten Gottfried Horn erbaut wurde, dessen Initialeten mehrfach in finden sind.

Gebe Gott, daß das Kirchlein noch recht lange als ein Denkmal alter färter Zeit und als ein unerschöpfliches Kunstdenkmal erhalten bleibe!

Bei.

Die 600 Jahrfeier der Stadt Reppen.

Vom 6. bis 9. Juli d. J.

Das 600-jährige Bestehen einer Stadt würdig zu begehen, wird an historisch-historischen Gründen heraus eine Notwendigkeit. So ist es denn auch eine Selbstverständlichkeit, daß seit den letzten Monaten vom Reppener Hauptmannschaftsamt auch von den einzelnen Unterhauptmannschaften als auch an der seitlichen Gestaltung gearbeitet wird. Besonders interessant ist die Geschichte der seitigen Kreisstadt des Kreises Wittenberg. Die erste schriftliche Urkunde stammt aus dem Jahre 1229, wovon unter dem 28. Juli Marschal Ludwig die Grenzen der Stadt "Neuen Reppin" bestätigte und ihr die Judensteinen, den Bins von den Cöwenen der Luchmacher, Schuhmacher, Fleischer und Bäder, desgleichen das Stättgebäude an den

Märkten und Jahrmärkten überwies. In dieser Urkunde vom Jahre 1229 werden außerdem aus dem Kreis Wittenberg erwähnt Torgow, Bokow (Bottschwör), Wittenhagen, Reimow (Reichenwalde), Greden (Gräden) und Lübbich (Lübenwalde). Unter dem 7. Juni 1374 bestätigte Kaiser Karl IV. die in der Urkunde festgelegten Grenzen.

Eine weitere geschichtliche Urkunde datiert vom 18. Februar 1335, in der Befreiung von Swedelin öffentlich bestätigt, daß er mit dem Marschall Ludwig verhandelt und mir gelobt habe, sein treuer Diener zu sein. Seine Treue und Dienst im Gedeckte zu Neuer Reppin vor sich ihm der Marschall eine jährliche Rente von 10 Schot Groschen, die bei dem Marschall erkannte Amtmann zu zahlen hatte. Im Jahre 1355 belohnte der junge Wittenhagener, Ludwig der Römer, seinen jungen Ritter Johann von Waldow mit der Stadt Reppen und deren sämtlichen Einkünften und Gerechtsame, wozu auch die bei der Stadt beliegen Mühle gehörten. Aber nicht lange währte diese Belehnung, denn schon um das Jahr 1375 gehörte "Reppin" wieder unmittelbar dem Landesherrn und hatte ihm jährlich 24 Mrt. oder 27 Schot, 12 Groschen zu zahlen, eine immerhin recht hohe Summe, die die damalige Bedeutung der Stadt höchstens kennzeichnet. Durch die Verbindung der Kurmark und der Mark an Jöß von Mühren im Jahre 1387 hörten die unmittelbaren Besitzungen zum Landesherrn wieder auf.

Im Jahre 1403 erhielt der Bischof Johann IV. von Jöß die Erlaubnis, in der Stadt "Reppin" oder deren Toren zur Sicherheit für die Umgegend einen Burgfried zu erbauen, sowie die den jährlich etwa 300 Schot Groschen einbringenden Toll zu erheben. In der folgenden Zeit blieb die Entwicklung der Stadt erheblich zurück. Besonders hatte die Stadt auch unter dem schleslitzischen Hans von Sagan zu leiden, doch konnte dieser Angriff im Jahre 1477 mit heitern Erfolg abgeschlagen werden.

Erst unter Friedrich dem Großen belebte sich die Wirtschaft wieder, wodurch vor allem der Geschäftswirthe wieder reger wurde. Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts stand besonders die Tuchindustrie in höchster Blüthe. Damals wurden auf etwa 130 Stühlen für nahezu 50 000 Reichstaler Warene hergestellt, die im ganzen Reich und besonders auch in Russland abgesetzt wurden. In den Jahren 1806-07 und infolgeder auch nach den Kriegen 1813-1815 ging die Tuchfabrikation stark zurück, was für die Stadt einen Niedergang bedeutete. Das älteste anhaltige Gewerbe ist das Schuhmachergewerbe. Die beim Obermeister der Fünning in höherem Geschworen befindliche alte "Lade" birgt einen Schatz von Dokumenten aus der alten Zeit mit ihren ehrfurchtigen Sitten und Bräuchen.

Nicht uninteressant dürfte noch sein, daß das weit bekannte Wort "Hanne fesse Matz, es geht nach Reppen" jetzt seine geschichtliche Erklärung gefunden hat. Und unter diesem Motto soll die 600 Jahrfeier der Stadt stellvertretend begangen werden.



Märkische Herrenhäuser aus alter Zeit.

Von Parey, Klein-Machnow und Tegel als steinernen Zeugen märkisch-preußischer Geschichte und dem Lande hat wohl jeder schon gehört, auch wenn er Theodor Fontanes klassische Wanderungen durch die Mark Brandenburg nicht kennen lernt. Wer weiß aber in weiteren Kreisen von den frühen, künftlerischen Reichen von Groß-Kreuz, Meden und Siversdorf? Wer kennt in deutschen Landen die schlichten, echt märkischen Schönheiten von Meseberg, Driesendorf und Dömitz? Diese Ländle hilft gerade jetzt, da der Frühling zu Wandern und Streifzügen bringt, die vergessenen Winkel der Mark lohnen ein Besuch aus, der die Anregung der Historischen Kommission für die Provinz Brandenburg sein Einstehen und der Unterhaltung vieler, alter, märkischer Familien, u. a. des Landesdirektors

Winterfeldt-Mentlin, des Rittergutsrates v. Sünzer-Barke auf Sieversdorf und Frau v. Möllendorff-Dörst, sowie der namhaftesten märkischen Geschichtsschreiber wie Professor Willi Kopp und Rudolf Schmidt viele schöne Einzelheiten verdonnt. Ein junger Architekt, Hans Joachim Helmig, selbst märkischer Boden entstammt, hat in dem schönen Buch "Märkische Herrenhäuser aus alter Zeit" (Verlag Ernst Boesmann, Berlin), das, was der Altmärkische Brandenburgischen Heimatfunde mit reichem Grabestenswert aus Geschichte, Sage und Dichtung gefasste, auf dem Sonderberg baumförmiger und baumfinklerischer Beschreibung in einzigartiger Weise und anmutender Form behandelt.

An der Hand des Architekten und fundigen Heimatfreundes gewinnen wir in diesem Werk sehrreichen Einblick in die Geschichte, das ärmliche Art, wie der märkische Adel auf dem schwer erreichenden und schwer behaupteten deutschen Königsland östlich der Elbe wohnte, wie ein bürgerliche Bevölkerung durch die jurchischen Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges wieder verloren ging und wie erst langsam im 18. Jahrhundert im märkischen Land ein strenges preußisches Barock und gedämpftes Rokoko sich entwidete, um zu Beginn des 19. Jahrhunderts in den Berliner Gills, Gengen, Schnürls und mander unbelannter Baumeister den künftlerischen Höhepunkt märkischer Wohnkulturen auf dem Lande zu eröffnen. Damals kam der Aufstieg, das blaue Epigonion in 19. Jahrhundert, das nicht nur manches Eigentümliches mehr besaß, sondern auch manches schöne Alte verblümmerte. Doch davon schweigt des Sängers Höflichkeit und in diesem Falle des Baufunklers Kritik. Mit vollem Recht ist nur von märkischen Herrenhäusern aus alter Zeit die Rede. In straffer Behandlung führt uns Helmig, der die meisten der märkischen Herrenhäuser studiert und beurteilt hat, von der Grundentwicklung zur Gestaltung des Neubauens, zur Einzugsanlage, zur landgeschäftlichen Lage und zu den Gärten der märkischen Gutshäuser, die sich nur sehr selten zu idyllähnlicher Gestaltung eckoben. In früheren Zeiten waren sie kaum etwas anderes als Bauernhäuser, etwas "beiebkt" und mit festummauerter Tiefe, gotische Bauten wie Pölln und Bagow im Weißbäueland. Seitens kam ein Turm hinz, wie in Derschin, der in seiner Schießsturm und hohen Haube dafür umso reizvoller ist. Der Dreißigjährige Krieg lärmte auch die bauliche Entwicklung des Mark. Aber er hatte in seinen Wirken das einen Gute: von den vielen märkischen Kriegsmännern, die sich den Wind um die Nase bauten wehen lassen - und ihrer waren nicht wenige - brachten manche außer Geld auch Geschmack an Bauten und vornehmer Wohnstätte aus fremden Ländern mit. So lebten die Sparre, Göcke, Schöning und Barrias in die Mark und erwarben hier Grundbesitz. Die Reichsritter, die sich im großen Kriege und vor allem in den Türkeneinfällen gesammelt hatten, kamen dem Land zugute. So entstanden die neuen Herrenhäuser in Friedersdorf, Tarnow und Campe und Rosenthal an der Spree und nach den einfachen, oft bloßen Fachwerkhäusern, wie Bistau, Bernsdorf und Klausenthal, fand sich eine Siedlung mit Gartentoren, Freitreppe und Bogenbögen. Sogar ausländische Architekten wurden herangezogen, wie für Friedersdorf des Grafen Steinthal und für Reddin in der Zauche, Meseberg in der Grafschaft Ruppin, Jüchen im Kreise Luckau und Dobberns im Kreise Wittenberg machen schon den Eindruck von Palais. Trotzdem verfallen sie nie in Prunk und Überladung, sondern bleiben streng gegliederte, manuelle Bauten, der Umgebung angepaßt, in vielen Fällen sogar so bodenständig und erdverankert, daß man sich nichts anderes an diesen Stellen denken kann, wie Oberbörnholz im Kreise Königsberg, die grünbaumponnierten Herrenhäuser Charlottenhof im Kreise Landsberg und Karow in der Wettinie und dasbaumumraschte Palais in Wittenberg.

Zwischen künftlerischen Bischöfchen erreichte die märkische Bauten, wie erwähnt, in David Gills, der Steinböhl bei Gerswalde im Jahre 1790 für den Hofmarschall von Moshon, dann Klein-Machnow für die von Hales und schließlich als Krone aller

märkischen Idylle Schloß Barch für die Königin Luise erbaut. Das in der deutschen Literatur berühmte Schloß Biebringen stammt von Genelli, das Schloß in Steglitz, der nochmalige Besitz des Feldmarschalls v. Wrangel (heute ein Kindergarten) erbaut 1808 und Schinkel baute noch seinen klassischen Empfänger Tegel, Neuhardenberg und Friedersdorf um. Von manchen kleinen Herrenhäusern kennt man die Baumeister nicht. Auch das ist märkisch, ein Geheimnis persönlich befreit von der Jurisdiktions gegenüber der Leistung.

Das Werk ist reich und schön mit Sichtbaldern ausgeschmückt. Die Gläsernen nach architektonischen Elementen bringt es allerdings mit sich, daß die mit künstlerischem Auge aufgenommenen Ansichten nicht den Textstellen entsprechen, auf denen sie besprochen werden. Doch das ist nur ein kleinerer Fehler. Man gelangt, der erdrückt und überwogen wird von der entzückenden Weise des Künstlers, des Unbekannten, das der Markt Brandenburg, höchstlich auch im ganzen deutschen Vaterland, neue Freunde erwerben wird.



Der Kobold unter der Wedeller Brücke.

Von Wedel aus sieht wie ein süßherner Faden durch die Aelder und Wiesen der Mühlbach und mündet in den Gellner See bei Blankenfelde.

Diesen Bach nimbelt der Weg, welcher von Blankenfelde nach Wedell führt. Dort unter der Brücke dieses Weges soll es nicht ganz gehornt sein. Um die Mittagszeitstunde kommt unter der Brücke ein Kobold, der die geheimen Kräfte besitzt, den mächtlichen Wanderer, sobald er auf der Geisterstunde über die Brücke kommt, festzuhalten. Das Wasser des Baches plätschert dann ungestüm, und die Zweige der am Bachestrande stehenden Haselsträucher biegen sich, und die Blätter rascheln, als wenn ein Sturmwind sie bewegt. Der Wanderer bemüht sich verzweifelt über die Brücke zu kommen, doch seine Beine sind gelähmt und können keinen Schritt vorwärts tun. Erst wenn eine längere Zeit verstrichen ist, lösen sich plötzlich die unsichtbaren Fesseln und gelassen, die Wanderung fortzuführen.

Einnalde sind die Mehlküchwerke von Blankenfelde, spät abends von den Wedeller Mäuse heimgekehrt, durch den Kobold mehrere Stunden festgehalten worden. Früher und später waren Kürbislängen gesetzelt und konnten nicht weiter. Erst als der erste Dämmerchein des anbrechenden Morgens über die Bäume zog, konnten die Führwehr ihre Weg fortsetzen. Als sie in der Frühe erst in Blankenfelde eintrafen, sollten sie durch den Gutsbergn bestellt werden, da sie nach seiner Ansicht solang im Wedeller Gutsbau gelebt haben sollten. Die Führwehr beteuerten ihrer Ursulda und erzählten von ihrem Schick, welches ihnen endlich geglaubt wurde.

Wenn die Mehlküchwerke wieder einmal verhäut waren, dann sagte man läßend zu ihrer Erziehung: „Der Kobold an der Wedeller Brücke hat künd, der hat sie solange festgehalten.“



Waldmeister.

Ein Märchen von Hans Freseinius.

Es war einmal ein schönes junges Weib, das haupte fernab von aller Welt mutterleseleinen als Witwe eines Kringes, der inmitten eines riesigen Waldes an einem Kreuzweg lag. Ein Kind ist es dort ließ hergegangen; die Füchteleit länden gute Bezeugung und wohl auch andere Käuzweil. Bis der Krieg ins Land kam. Da wurde der Weg durch den Wald unübersichtlich. Einzelne Schenkel trieb sich dort herum und fand Unterstötzung im Kreuzwegbegrenzung. Und die Füchteleit fanden sich, da Hobel und Wedel kosteten. So kamen der Krieg und die Witwe in schlechten Ruh. Man hoffte zunächst davon und dann erzählte man es als das Weißbischfeld wurde trocken die Jahre nicht älter und bisweilen lebte

der Wiederfähige dorf ein. Auch verstände es die Krügerische, einen Wein zu bereiten von so anmutig lieblichem Geschmack, daß man ihn für ein harmloses Würzwoferl trinke, und dennoch sei er von solcher Süße, daß ihm kein Erdäpfel widersteht und jeder, der davon getrunken, sich dem Willen der Unheimischen beugen müsse. So mieden die Einheimischen den Kreuzweg, und nur Fremde gerieten an zu dabin und schreiten dann, wenn überhaupt, verwirrten Gesichts wieder, der überwimmelten Anstalt neue Stütze bietend. — Bis einmal einer zurückkam, der heilten Sinnes geblieben und fast Wort für Wort behielt, an Gerüchten über die Kreuzwirten im Schwange war. Ein ehemaliger Scholär, hatte ebenso wader Philologie und Theologie studiert wie den Humen und den Heber geschwungen. Auch der Trommel war er vordein eine Tiefe nadgelaufen. Nun wanderte er, da seine Stunde beendet, zur Heimat, wo man eine Wagnisfelle und ein blondes Mägdlein erwartete. In der Herberge hörte er von dem verwunschenen Kreuzweg, und ihn, den Perl, der nicht Tod noch Teufel fürchtete, löste dieses Abenteuer. Der Perl vertrat er nicht allein auf die mächtige Sprüchlein und Formeln, mit denen er wohl vertraut war, um einen Geist oder dergleichen zu bannen, sondern nicht minder auf seine Tumultigkeit und lästigkeit auch daran, daß ihm die Frau an seinem blonden Eislein wohl auch keine Anstellung mögliche lassen wüste.

Der Perl dämmerte, als er den Kreuzweg trat. Die Witwe, jung und schön, wie man sie hielte, grüßte ihn freundlich und lächelte reichlich auf. Als er gestattet nach seinem Lager trat, daß die Frau ihn, noch zu vermeilen, stellte eine Lampe und zwei Becher an den Tisch, schenkte eine Kanne und zwei Bier aus dem Tisch, schenkte einen und hieß ihn nochmals mit einem guten Schluss willkommen. Er tat Beschüß. Sein flares Denken ward wie in Nebel gehetzt, sein Wille aerran: So wiegte der herrliche Geschmack des Getränkes. Leicht sah es ihm allerdings an sein, viel leichter als Wein und Bier, die er bisher gesetzt. Wein, damit würde ihn das Weib, das wieder eingeknabt und sich mit dem Rüden zum Hedd überwunden, an den Tisch gesetzt hätte, nicht unter den Tisch trinken. Ein gewaltiges Gedächtnis habt du, das dauernd drei Tage. Dreidel, so hieß der Scholär, hielt sich wader; immer wieder mußte die Kanne nachgefüllt werden. Dabei gog die Witwe den Wein über ein wohrliebendes grünes Kraut, das sie dann zur Seite auf den Tisch legte. Neben dem Trinken vergaßen sie das Neben nicht, bald wußte die Frau, mit wenn sie es zu um, hatte, und begann ihren Gast mit ihrer Liebsten zu hanteln. Auch sie es nicht an Unbedenken fehlten, die seine Freude erprobten sollten. Dem hielte Dreidel lange Widerstand, doch mit dem dritten Becher neigte er auch seine Standhaftigkeit dem Untergang. Da wützte sich das Brautzimmer: „Wen liebt du?“ Da wützte sich, sage ich, für mich?“ Da griff er überwunden eine Handvoll zuverzum. Sie neigte den Kopf zur Seite, und das Geschöpfer trat die heißen Steine des Herdes. Dore ging es in Rauch auf, und in der Wölfe erhielte der Scholär das Bild eines blonden Mägdlein, seiner Elfe. In einem Zug leerte er den Becher und fühlte sie ihn nach der Witwe. „Berlin... Hex!“ Doch die hatte sich mit Blüchesschelle auf einen Beben geschwungen und war durch den Rauchfang entflohen.

Den wackeren Schenkel socht das nicht weiter an, er hatte sein Sprüchlein bereit. Damit griff er gleichmäßig, als hätte er nur kurz halt gehalten, zu Stab und Hut, leicht fürgönig und schritt aus dem Haus. Doch auf den Schenkel lehrte er noch einmal um, stopfte sich die Tasche voll des wunderbaren Krautes und ging dann munter jenes Weibes in die mondholle Nacht. Da der nächsten Herberge verüdigte er, einen Trunk zu bereiten, wie er es im Bezeugung geschaffen, und es gelang. So erzählten die Menschen, daß eine schone Hexe den Waldschänke und Maitmann. Der Herberge verbandt dieser seine Eigenknechte: Er mündet lächlich wie Maffet und ist heimlichlich wie der Teufel. Doch wenn ein Mägdlein lebt, der ist gegen jeden Zauber gefest.

Um die Heimat.

Von Herbert Menzel.

Die Heimat muß so uns wie in uns sein, dann kann sie uns nie verloren gehen. Erst das heißt, sie wachhaft befehlen. Um das zu erreichen, müssen wir ihr uns hingeben mit alter Liebe.

Die Heimat lieben heißt: ihr dienen! Wir dienen ihr am besten, indem wir von ihren Schöpfertaten in uns aufnehmen, soviel wir können, soviel wir können. Ihr Dienst ist uns ein Gewest, das wir uns darf machen und fest erhalten. Ihr Wiesen und Wälder lohnen sie zu sehen, und der Geist gefund haben in ihrem Herzen. Was wir dann schaffen werden, wird immer ihr zum Beste dienen.

Es kann ja gar nicht anders sein, wie haben sie ja in uns getrunken, nur muß sie aus uns wirken.

Die Heimat, die uns gebaß, ist wie eine Mutter an uns. Eine Mutter oder haben wir alle einmal nur, darum können wir auch jeder nur eine wahre Heimat haben. Wir können sie nicht verlaufen, nur verlieren. Wer seine Heimat verlor, ist wie ein Mensch, der seine Mutter verlor. Wer sie aber verleugnet oder gar verrät, der hat sich um sein kostbares Gut unverdienstlich betrogen.

Zwar wie eine Mutter vergeht, aber wer einmal sie betroß, wird es sich nie vergehen können. Er wird darum tragen, bis er vergeht. Wer sie auch nie beschönigt, muß verlieren. Wer seine Heimat verlor, ist wie ein Mensch, der seine Mutter verlor. Wer sie aber verleugnet oder gar verrät, der hat sich um sein kostbares Gut unverdienstlich betrogen.

Es ist wahr, wir können auch außerhalb der Heimat Freude leisten; aber gefehlt es nicht die Freude, sondern nur um unser freßt willer, ist es das Höchste, das wir in und mit ihr hätten erreichen können, müssen und sollen, nie gewesen. Daraus folien wir, wie in allem, was wir tun und wo auch immer wir es tun, der Heimat treu bleiben. Es wird uns zum Segen gereichen.

Aleine Blätter.

Bor vierhundert Jahren, am 6. Januar 1629, schlossen die ländlichen nordmarkischen Städte über dem Landvogtei Burgdorf einen Friede, wegen der die Lüneberger Kräfte die Stadt Lüneburg auf Königsgang und Wohlwollen, am 23. Februar 27. Schweiß 15. Bärwald 13, Schönfeld 16, Sülz 18, Lüneburg 9, Dramburg 10, Wohlenberg 8, Möbris 5, Berlinchen und Lippstede ebenfalls je 5. In religiösen Begeben stellte die Niedmark insgesamt 250 Städte.

Im Dienst der Heimat lebt schon im 7. Jahrhundert das Geistliche, Brandenburg mit seinen Ururhölzern und herausgegeben von Rudolf Schmid-Eberswalde. Man merkt, der neue Vertrag läßt es sich angelegen sein die Heitestschrift auf ihrer Höhe zu halten. Bruno Stoeckel schreibt über „Wanderungen im Kreis Rositz“ (mit Wohlwollen, die jetzt nicht mehr da ist). „Der Schmiede-Dreiseit“ (berühmt mit 7 Bildern) im Seelstein des Heitests weichen Heimatvergängungen, Gedichte, wundertliche Betrachtungen und Eindrücken miteinander ab.

Inhalt: Grenland Brandenburg. Von Walther Sauer. — Neumarkt in der Orla. — Von Karl Demmler. — Ein kleinstadt mitten im Walde. — (Aus der Geschichte des Kreises Rositz der Dresden). — Die 600 Jahrfeier des Städte-Berlin. — Mährische Herrenhäuser aus der Zeit des Boböls unter der Wedeller Brücke. — Waldmeister. — Ein Märchen von Hans Freseinius. — Um die Heimat. Von Herbert Menzel. — Steine Blätter. — Heimat-Bücherumzug.

Schriftleitung: B. Dahms.